

# Jeremias Gotthelf

Autor(en): **Hunziker, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.08.2024**

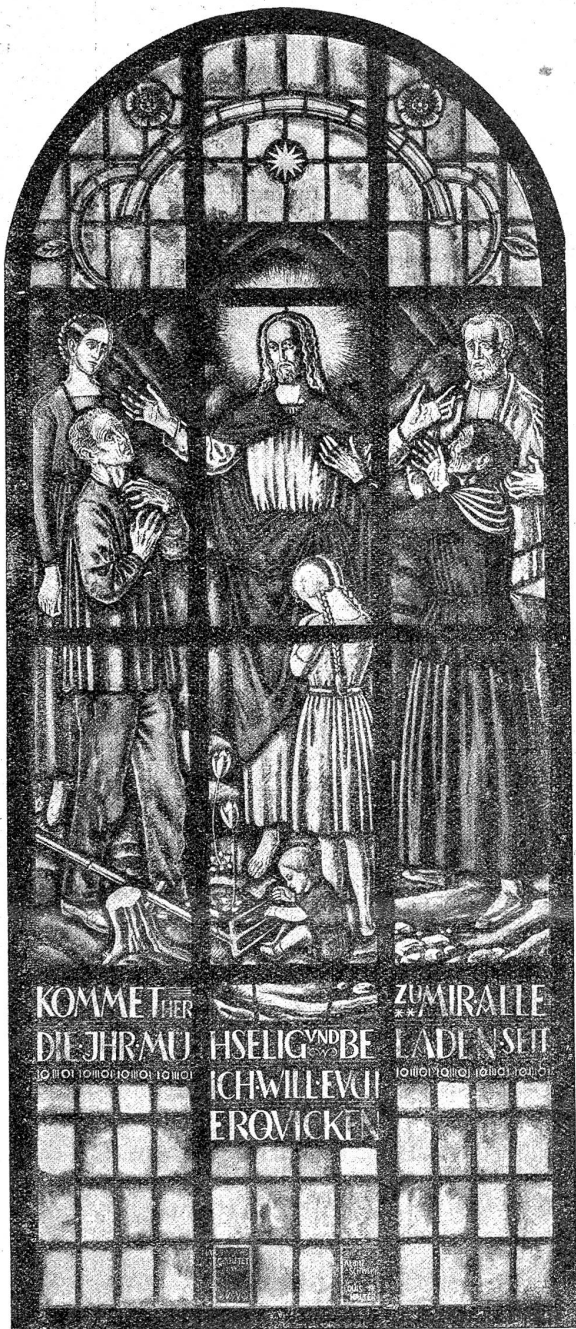
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633680>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Chorfenster für die Kirche in Stettlen bei Bern.  
Entworfen von A. Schweri, Ramsen. Ausgeführt von L. Halter, Bern.

## Jeremias Gotthelf.

Vortrag von Dr. Rudolf Hünziker, Winterthur.<sup>1)</sup>

Es ist im Grunde eine nicht geringe Unverfrorenheit von mir, daß ich als Ostschweizer es wage, in Bern einen Vortrag über Jeremias Gotthelf zu halten. Der Pfarrer Albert Bihius von Lühelflüh machte nie ein Hehl daraus, daß er uns kein besonderes Zutrauen entgegenbringe, hat ihm doch der Anmut über seinen ostschweizerischen in Frauenfeld und Zürich tätigen Verleger das bezeichnende Wort entlockt: „Mit ihm habe ich ganz gebrochen; der hat es mir dort zu arg getrieben und eine Unverschämtheit zutage gelegt,

<sup>1)</sup> Dieser kurze Vortrag leitete den Gotthelfabend ein, den die Bernbütsch-Gesellschaft am 18. Dezember 1920 im Grobratsaal zu Bern veranstaltete. Nachher las Herr Professor Otto v. Greperz aus Gotthelfs un veröffentlichtem Roman „Herr Esau“ die Eingangszene des „zweiten Buches“.

die ich selbst in Zürich nicht erwartet hätte.“ Und Winterthur, wo ich zu Hause bin, liegt bekanntlich zwischen Zürich und Frauenfeld, auch nicht allzu weit von St. Gallen entfernt, dessen Bewohnern und Sitten Gotthelf in seinen Erzählungen, so oft sich die Gelegenheit bietet, mit wahren Vergnügen eins anhängt. Unter diesen Umständen bedeutet es für mich einen Trost wohlkluender Art, Ihnen in aller Bescheidenheit sagen zu können, daß auch mein Name in den Bürgerlisten der Stadt Bern sich findet, und wenn ich daran denke, daß mein Großvater väterlicherseits, der intimste Freund des Gotthelfbiographen und bernischen Regierungsrates Karl Manuel, in den Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts Mitglied des hiesigen Großen Rates war, und vielleicht in dem nämlichen Saale, in dem ich heute die Ehre habe, zu Ihnen zu sprechen, hin und wieder das Wort ergriff, so schafft mir das die seelische Beruhigung, ich sei in dieser Stadt, die ich von Kindheit an liebte, nicht ganz ein Fremder. Denn wo uns der Geist der Ahnen umschwebt, da fühlen wir uns geborgen, da atmen wir Heimatluft.

Die gegensätzliche Parole „Sie Bern, Sie Zürich!“ die in der Schweizergeschichte ab und zu folgenschwer sich geltend machte, hat sich in unserer Literatur zu der Alternative verdichtet: „Sie Jeremias Gotthelf, Sie Gottfried Keller!“ Aber wie die Zeiten vorbei sind, da man die Berner gegen die Zürcher und die Zürcher gegen die Berner ausspielte, und wie uns alle die Ueberzeugung beseelt, daß uns in der Eintracht und im vertrauenden Zusammenhalten für die Gesamtheit unseres Volkes die Gewähr der Sicherheit liegt, so wäre es töricht, wollten wir uns entweder für Gotthelf oder für Keller entscheiden. Erst das Werk beider gibt das echte und volle Bild der deutschschweizerischen Eigenart, erst in beiden zusammen tritt die sieghafte Vaterlandsliebe in ihrer unverfälschten Reinheit und beglückenden Wärme zutage, jene lebendige Einheit, die das eidgenössische Volkstum des neunzehnten Jahrhunderts getreu widerspiegelt und aus ihm zugleich Werte ewigen Menschentums prägt. Denn alle wahrhaft große Kunst ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe, drückt dem Zufälligen den Stempel des Zeitlosen auf und legt im Vergänglichen, im Einmaligen jene Quellen bloß, die ungehört durch die Jahrhunderte rauschen und all die mannigfachen, so verschieden sich äußernden Erscheinungen des Lebens mit demselben Grund- und Urelemente speisen.

Gottfried Keller hat in dem letzten seiner Aufsätze über Gotthelf diesem aus freien Stücken die Palme der Meisterschaft gespendet: „Die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelfs, welche so ursprünglich ist, daß sie an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht keiner.“ Diese Worte treffen das Wesen des Phänomens Jeremias Gotthelf im Kern. Wie die Griechen keine Vorbilder hatten, wie sie in autochthoner Selbstverständlichkeit sich die Akme, die Blütezeit schufen, wie ihre Kunst der unmittelbarste Ausdruck ihrer geographischen Bedingungen, ihrer vitalen Interessen ist, so steht Gotthelf in seiner Eigenart urplötzlich vor uns da. Sein Erstling, der „Bauernspiegel“, zeigt bereits den gereiften, in sich gefertigten Schriftsteller, der mit erhobener Fackel in die Labyrinth des Lebens hineinleuchtet, der energisch und zielbewußt sein gewaltiges, sittlich-soziales Programm entrollt, der mit seines Gottes sicherer Hilfe den Menschen die Wege weist, all das namenlose Elend, all die bittere Not des Daseins zu überwinden und den Frieden der Seele sich zu erringen. Eine Entwicklung kann man bei ihm nicht wahrnehmen, — das Land, dem er entstammte, die Zeit, in der er lebte, der Beruf, dem er sich widmete, das sind die Wurzeln seiner Kraft, und das Wort Literatur bekommt einen bloßen, ärmlichen Schimmer, wenn es mit seinem Namen in Beziehung gebracht wird. Man kann wohl darauf hinweisen, daß der Boden ethisch für ihn geebnet war, durch Johann Rudolf Tschiffeli, durch Heinrich Pestalozzi, durch Philipp Emanuel von Fellenberg, aber damit

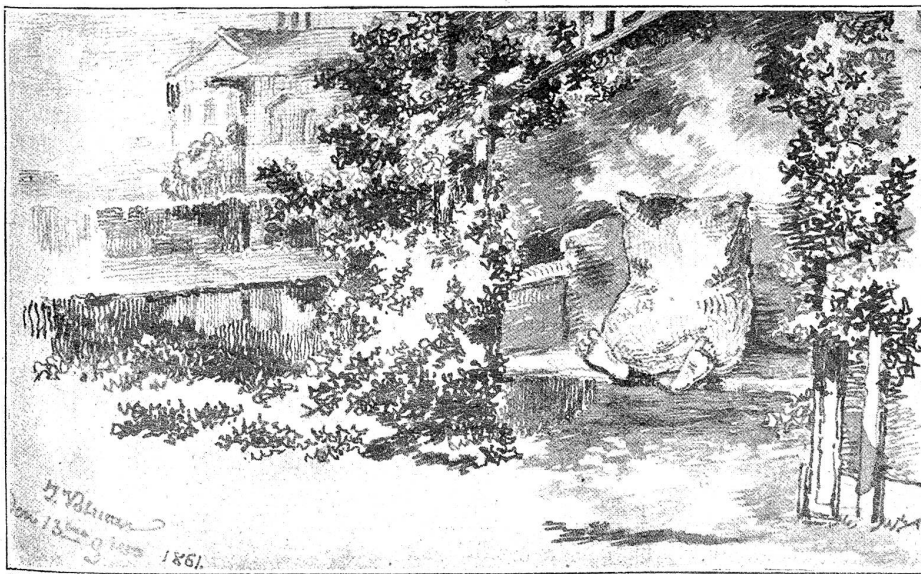
ist der nie versiegende Reichtum und die überbordende Wucht seiner künstlerischen Gestaltung nicht erklärt. Gotthelf besaß die unüberwindliche Stoßkraft des Reformators; auch sein Lösungswort war: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ Die zünftige Wissenschaft fühlt sich im Grunde ihm gegenüber ziemlich ratlos. Umgehen darf sie einen solchen Koloss nicht, aber er ist ihr un bequem, zu vielseitig, zu wenig eindeutig. Sie liebt die Schablone, nicht die Artümllichkeit; sie will klare Unterschiede; aber was Gotthelf bietet, sind allgemeine Kulturfermente, keine Werke, die in eine bestimmte Kategorie sich einreihen. Der Geschichtsschreiber, der Literaturhistoriker, der Volkswirtschaftler — sie alle dürfen ihn für sich in Anspruch nehmen, aber keinem gehört er allein. Das gesamte Leben ist sein Erdreich, überall ist es verankert und eingewurzelt. In ihm kreist die Schöpferfreude der Natur, und die Natur richtet sich nicht nach einem Schema, das das menschliche Gehirn ausgebrütet.

Aus dem unendlichen Reichtum der Persönlichkeit Jeremias Gotthelfs strömen uns die Probleme in einer derartigen Fülle entgegen, daß sie in der kurzen Zeit einer halben Stunde, wie sie mir zur Verfügung gegeben ist, unmöglich auch nur angedeutet werden können. So möchte ich mir denn erlauben, Ihre Aufmerksamkeit heute abend lediglich auf zwei Hauptfragen der Gotthelfforschung zu konzentrieren. Gotthelf der Künstler und Gotthelf, der politische Reaktionär.

Die ausschließlichen Verehrer Gottfried Kellers pflegen fast widerwillig zugeben — denn ihr Meister hat es ja selbst gesagt — daß Gotthelfs Speicher allzeit übervoll waren an köstlicher Frucht. Ein Ausschauen nach Vorwürfen, nach Gedanken, nach Bildern, nach Handlung gab es für ihn nicht. Sie schlummerten in ihm und harrten seit lange der Entbindung. Seine Fruchtbarkeit äußerte sich triebhaft, sie kannte keine Grenzen. Er brauchte nur den Stift zu führen, jeder Tag schenkte ihm die gebietenden Stunden. Es ist ein merkwürdiges Spiel: Keller, der Angehörige des lebhaften, beweglichen Zürcher Schlages, ringt nach und mit dem Stoff, Jahre hindurch reift er seine Werke aus; der bedächtige Berner dagegen greift mit unerhörter Kühnheit zu und zwingt mit einem elementaren Ruck die künstlerische Tat. Gotthelf bezeichnet im Bauernspiegel als den Charakter des Bernervolkes „Das Stehenbleiben auf dem Punkte, auf den man zu stehen kommt.“ Wenn aber einmal diese Passivität, um nicht an sich selbst zugrunde zu gehen, zum Uberschäumen sich wandelt, wenn diese ungeheure potenzielle Energie in kinetische sich umsetzt, dann spottet sie aller Schranken, dann ist's der Ausbruch eines Bergsees. „Ein

solcher See,“ bekennt Gotthelf von sich selbst, „bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führet Dred und Steine mit in wildem Graus.“ In der Tat: Gotthelfs Muse trägt keine hellenischen Züge, sie ist keine Tochter der Mnemosyne, sie anerkennt keine Tradition; sie hat etwas Ungebändigtes, Amazonenhafte, sie baut sich durch nie betretene Felschluchten, über jähe Abstürze einen eigenen Weg zum Gipfel des Parnass.

Wir suchen demnach bei Gotthelf umsonst jenen ästhetischen Formwillen, der zum Worte sagen kann: „Verweile doch, du bist so schön!“ Dem heiligen Geist seiner Sendung bedeuten Stil- oder gar Interpunktionsfragen etwas höchst Nebensächliches. Alles ist dem Gesamtzweck, der sittlichen Idee untertan; ihr diene jede Schilderung, kein Geschicknis wird bloß um des Geschicknisses willen erzählt. Aber dieser Idee eignet eine derart lebendige Prägung, sie wirkt so eminent plastisch, daß der Leser sofort fasziniert wird, und daß ihn sogar auffallende Widersprüche nicht im mindesten stören. In „Mi der Knecht“ zum Beispiel erfahren wir gleich zu Anfang bei Anlaß des Hurnuzens, daß der Held der Erzählung weder schreiben noch Geschriebenes lesen kann. Doch auf der „Glungge“ kommt er regelmäßig am Sonntag mit seinem Schreibzeug angezückt, liest Briefe seines frühern Meisters und legt welche an ihn auf. Und der gleiche Mi vermag später, als er längst Bächler geworden ist, nur mit großer Not und vielem Buchstabieren das verhängnisvolle Papier zu entziffern, das der Schittere, nicht mehr ganz zurechnungsfähige Zoggeli unterschrieben hat. Die Leser sind sicherlich zu zählen, die sich dieser Merkwürdigkeiten überhaupt bewußt geworden sind, und Gotthelf ist es nicht eingefallen, sie für die verdeutschte Neuauflage zu ändern. Sie blieben ihm wohl selbst verborgen. Was er in einer begeisterten Stunde gebat, das vertrat im Grunde keine späteren Zusätze mehr. Und wenn er, dem Zwang der Verhältnisse oder den Bitten eines Verlegers gehorchend, trotzdem sich zu solchen bequeme, so sind sie belanglos, treffen Unwesentliches oder fallen aus dem Rahmen der ursprünglichen Diktion heraus. Darum halten wir uns für unsere im Verlag von Eugen Rentsch erscheinende Gesamtausgabe wo immer möglich aus Druckmanuskript, und wo kein solches vorhanden ist, an die Erstausgabe. Gotthelf selbst waren derartige Bearbeitungen der eigenen Werke im Innersten zuwider, und in seiner Familie lebt die Erinnerung daran fort, daß der Vater nie in einer schlechteren Laune, nie in einer gereizteren Stimmung sich befand, als wenn er Druckbogen zu korrigieren hatte. (Schluß folgt.)



J. Volmar (1796—1865): Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Der betrügerische Müller

## Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Mitgeteilt von F. A. Volmar.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

### Der betrügerische Müller.

In einer Mühle in der Matte lebte ein Müller, der sich durch allerhand grobe Unredlichkeiten gegenüber seinen Kunden nach und nach bereichert hatte. Für seine Betrügereien mußte er nach dem Tode büßen. Als Nachsah, aus dem zwei menschliche Füße ragten, sah man ihn zwischen zwölf und ein Uhr nachts auf der Bank in seinem Gartenhäuschen, in dem er sich in seinem Leben viel aufgehalten hatte, sitzen.